DAS SCHWEIZER
ElternMagazin
Fritz Fränzi
Fr. 7.50 3/März 2016

Sexualkunde
Aufklärung in Zeiten von Internet und Pornografie

Hochsensible Kinder
Wie sie fühlen, was sie so besonders macht

Inklusion

Gemeinsamer Unterricht für Kinder mit und ohne Handicap – geht das?

9 771424 882008 03

Inhalt

Ausgabe 3/ März 2016

Viele nützliche Informationen finden Sie auch auf **fritzundfraenzi.ch** und **facebook.com/fritzundfraenzi.**

Augmented Reality
Überall, wo Sie dieses Zeichen sehen, erhalten Sie digitalen Mehrwert im Heft. Hinter dem ar-Logo verbergen sich Videos und Zusatzinformationen zu den Artikeln.

Psychologie & Gesellschaft

38 Von Helikoptereltern und Tigermüttern
Eltern wollen für ihr Kind stets nur das Beste. Doch das ist manchmal nicht das Richtige. Wenn Eltern zuviel wollen - und Kinder daran zerbrechen.

62 Hochsensible Kinder verstehen
Sie sind zurückhaltend, ängstlich und kontaktscheu und werden dafür oft verunglimpft: die hochsensiblen Kinder. Erst beim näheren Hinschauen erkennt man ihr grosses Potenzial. Plus: Testen Sie Ihr Kind.

Frau Eser Davolio, was treibt junge Menschen in die Arme des Jihadismus?

Wenn Medizinstudenten Teenies aufklären. Eine Reportage.

So erkennen Sie, ob auch Ihr Sohn oder Ihre Tochter ein hochsensibles Kind ist.

12

Dossier: Inklusion

12 Meine Kollegin, die Sonderschülerin
Kinder mit einer Behinderung haben in der Schweiz Anrecht auf Unterricht in einer Regelklasse. Eine grosse Herausforderung.

24 «Ich will dranbleiben»
Wie die dreizehnjährige Sophie mit Down-Syndrom den Alltag in der Regelschule meistert.

28 «Der Lehrer sollte auch hinter dem schwächsten Kind stehe»
Der Pädagoge Dieter Rütimann im Interview.

.31 Inklusion in Zahlen und Bildern und Fakten
Wie viele Kinder mit Behinderung gibt es in der Schweiz?

Cover

Einen ganzen Tag lang haben wir die 13-jährige Sophie aus Basel in die Schule begleiten dürfen. Das Coverfoto hat sie selbst ausgewählt.

Bild: Herbert Zimmermann / 13 Photo

Bilder: Herbert Zimmermann / 13 Photo, Daniel Auf der Mauer / 13 Photo, Filipa Peixeiro / 13 Photo

Erziehung & Schule

44 Sexualitätsunterricht in der Schule
Wie klärt man Jugendliche auf, die im Netz schon alles erfahren haben, was sie wissen sollten? Manche Schule gehen da neue Wege - zum Beispiel mit Medizinstudenten. Eine Reportage.

52 ADHS-Serie, Teil 6
Immer mehr Kinder mit ADHS nehmen Ritalin, liest man. Wie vertrauenswürdig sind diese Zahlen überhaupt? Und wie sinnvoll ist die Medikalisierung bei ADHS?

56 Kinder machen lassen!
Das eigene Taschengeld zu verwalten, müssen Kinder erst lernen. Wie Eltern entspannt bleiben, wenn die Kids ihr ganzes Geld veprassen.

Ernährung & Gesundheit

62 Alternativmedizin Akupunktur
Eltern verlangen immer mehr nach alternativen Therapiemethoden. Welche Risiken bestehen – und worauf man achten muss.

68 Allergien und Unverträglichkeiten
Schätzungsweise 20 der Schweizer Bevölkerung leiden unter Allergien. Warum ist das so? Und was ist der Unterschied zu einer LUnverträg-lichkeit?

Digital & Medial

70 Lesen und lesen lassen
Einer Umfrage zufolge ist Lesen die drittliebste Medientätigkeit bei Kindern zwischen 6 und 12 Jahren - digitale Konkurrenz hin oder her.

75 Mixed Media

Rubriken

03 Editorial

08 Entdecken

32 Monatsinterview
Extremismusforscherin Miryam Eser Davolio weiss, warum Jugendliche sich von IS-Propaganda angezogen fühlen.

40 Jesper Juul
Familientherapeut Jesper Juul erklärt, warum Kinder es mögen, wenn ihre Eltern besonders authentisch sind.

42 Abgedruckt
Was wird aus Eltern, wenn das Kind in die Pubertät kommt?

50 Fabian Grolimund
Wie Eltern die Ängste ihrer Kinder unbewusst verstärken.

58 Stiftung Elternsein
Ellen Ringier über die Kunstrichtung Dadaismus und eigenständiges Denken.

59 Leserbriefe

60 Mikael Krugerus
«Das rechnet sich (nicht)!»

82 Eine Frage – drei Meinungen
Manchmal mögen Eltern ein Kind mehr als das andere. Soll man das für sich behalten?

Service

77 Verlosung

78 Unser Wochenende ...
... in Arosa.

80 Impressum

81 Buchtipps

«Ich will dranbleiben!»

Wie funktioniert das, wenn ein Mädchen mit Down-Syndrom dieselbe Klasse besucht, wie angehende Gymnasiasten? Wir haben die **13-jährige Sophie** einen Tag lang beim Unterricht begleitet. *Text: Bianca Fritz Bilder: Christian Aeberhard / 13 Photos*

Zwei Kinder steigen die Stufen eines Wohnhauses im Basler Gotthelf-Quartier herunter und winken ihrer Mutter zum Abschied, bevor sie sich im Winterdunkel allein auf den Weg zur Schule machen.

Sophie verabschiedet auch ihren kleinen Bruder, der in die andere Richtung geht. Dann schwingt sie sich auf ihr Trotinett. Sie hat einen weiten Schulweg vor sich, eine halbe Stunde wird sie viele Strassen in Basel kreuzen. Es tröpfelt, so dass sie ihre Kapuze tief ins Gesicht zieht. Manchmal trifft sie unterwegs ihre Schulfreunde. Heute aber macht sie den Weg ganz allein. «Das stimmt nicht», berichtigt Sophie. «Ich habe meine Fantasie dabei.»

Wer sie beobachtet, ahnt, was sie meint: Sophie redet fast die ganze Zeit. Sie ermahnt sich, dass man am Strassenrand nicht einfach loslaufen darf, sondern auf Grün warten muss. Dann schimpft sie mit jemand, der sich offenbar nicht daran hält. Allerdings sieht diesen Rebellen niemand ausser Sophie selbst. Schliesslich erzählt sie glücklich, dass sie eine 5.5 in einem Musiktest gemacht hat und nuschelt etwas vor sich hin.

Nur wenn Klassenkollegen auf dem Velo vorbeidüsen, wird Sophie aus ihrer Fantasie herausgerissen, ruft fröhlich ihre Namen, wird zurückgegrüsst. Wenn Sophie aber fremden Kindern zuwinkt, erntet sie verwirrte Blicke. Das ist dann doch nicht üblich in der Stadt. Und das Mädchen, das die Schüler da am Strassenrand sehen, ist ziemlich laut und lacht mit weit geöffnetem Mund. So mancher Teenager, weiss nicht genau, wie er darauf reagieren soll – und guckt lieber weg. Der Mutter von Sophie ist die Selbstständigkeit ihrer Kinder sehr wichtig – und der Schulweg gehört dazu. Die Kinder mit dem Auto zur Schule zu fahren, sei ihr gar nicht erst in den Sinn gekommen, erzählt sie. Weder bei Sophie, die mit einem Down-Syndrom geboren wurde und daher eingeschränkte kognitive Fähigkeiten hat, noch bei ihrem kleinen Bruder, der ohne Einschränkungen zur Welt kam.

Sophie bewältigt den Schulweg nicht nur mit dem Trotinett allein. Sie fährt auch ohne fremde Hilfe mit dem Tram. In der ersten Schulwoche haben ihr Vater und Mutter genau gezeigt, wo sie durchfahren und vor allem, wo sie anhalten und warten muss.

«Das ist eben Sophie»

Als Sophie ihr Trotinett abgeschlossen hat und das Schulhaus der Sekundarschule Leonhard betritt, wird schnell klar: Hier kennt sie fast jeder – und das, obwohl sie erst seit einigen Monaten die weiterführende Schule besucht. «Das ist eben Sophie» ist der Satz, den man von Mitschülern, Lehr- und anderen Betreuungspersonen am häufigsten hört. Sophie, die lieber wartet, bis der Ansturm auf der Treppe vorbei ist. Sophie, die mal ganz schnell und mal absichtlich im Schneckentempo die Stufen zu ihrem Klassenzimmer hinaufsteigt . Und dabei schon mal ihren Schuh verliert. Sophie, die «gut integriert» ist, wie jeder versichert, aber in der Pause lieber alleine ihr Brot isst und den Überblick über den Schulhof geniesst.

Die 13-Jährige steuert zielsicher das gelbe Klassenzimmer der Stammgruppe 4i an. Hier lernen Schüler der Progymnasiumsstufe, des E-Zugs und die schwächeren Schülerinnen und Schüler des A-Zugs gemeinsam. Ausserdem haben vier Kindern den so genannten Integrationsklassen-Status (IK), das heisst, sie haben eine diagnostizierte Lernschwäche oder Behinderung und Anspruch auf die Betreuung durch Heilpädagogen. Dazu gehört auch Sophie.

Für die Regelschüler steht gleich ein Deutschtest an. «Die Tests sind für die IK-Schüler freiwillig – wenn sie es versuchen möchten, unterstützen wir», sagt Heilpädagoge Martin Gürtler. Wer mitmacht bekommt natürlich auch eine Bewertung – allerdings gemessen an den individuellen Lernzielen. «Falls das Kind eine gute Note erreicht, heisst das also nicht, dass es bald aufs Gymnasium kann», so der Heilpädagoge. Im Zeugnis stehen dann im Normalfall auch keine Endnoten, sondern die Lernziele und inwieweit diese erreicht wurden.

Für Sophie gilt vor allem, sie im Lesen, Schreiben und Rechnen so fit zu machen, dass sie selbständig durchs Leben gehen kann. «Kleingeld zählen, Fahrpläne lesen, und soziale Kompetenzen», sagt Gürtler. Momentan stehe Sophie in Deutsch und Mathe etwa auf dem Niveau der zweiten Primarstufe.

Das mit den individuellen Lernzielen fällt in einer Klasse, in der verschiedene Niveaus zusammen lernen, gar nicht weiter auf. Der heutige Test sieht ohnehin für jeden Zug etwas anders aus. Die Schüler des A-Zugs haben grössere Schrift, und dürfen die meisten Fragen einfach durch Ankreuzen beant- >>>

Der Deutschtest sieht immer anders aus – je nachdem, wer ihn schreibt.

«Sophie, komm lies noch ein Stück.» «Sophie, wo waren wir?» «Sophie, hier!»

>>> worten. Die Schüler des E-Zugs haben den gleichen Ausdruck wie die des Progymnasiums vor sich liegen, aber mehr Zeit zum schriftlichen Beantworten der Fragen. Die Schüler, die Richtung Gymnasium steuern, stöhnen über den Zeitdruck und die Menge. «Das schafft man ja nie», ruft einer. Von Unterforderung keine Spur.

Sophie und die anderen IK-Schüler haben den Test des A-Zugs bekommen – und zusätzlich Hilfe neben sich sitzen. Heilpädagogik-Praktikantin Maryam Ahmadi hilft Sophie. Sie erinnert die Schülerin daran, den Text Zeile für Zeile zu lesen – langsam schiebt Sophie das Lineal im Text immer weiter nach unten. Bei den Fragen gibt Ahmadi Tipps, in welchen Abschnitt die Antworten zu finden sind. Vor allem aber holt sie Sophies Aufmerksamkeit wieder und wieder zur Aufgabe zurück. «Sophie hier.» «Komm, les noch ein Stück.» «Sophie, wo waren wir?» Denn sobald etwas knackt schaut Sophie sofort auf, grinst, schaukelt auf ihrem Stuhl herum. Fast alles scheint spannender zu sein als der Deutschtest. Und das obwohl Sophie selbst versichert: «Ich lese sehr, sehr gerne!»

Neben Sophie an der Wand hängt ihr persönliches Ziel: «Ich will dran bleiben und schaue nur auf meine Arbeit!» Gleich darunter hat Sophie mit den Heilpädagogen aufgelistet, wie sie das erreichen will: «Ich spiele an nichts herum.» «Ich konzentriere mich.» «Ich setze mir kleine Ziele.» Und schliesslich taucht auch die Fantasie wieder auf: «Meine Fantasiefamilie lässt mich in Ruhe.»

Ein ungewöhnliches Schulkonzept

Nach der Pause arbeiten die Schüler der 4i an ihren individuellen Wochenplänen weiter. Sophie rechnet im Zahlenbereich von 10 bis 20 – oft nimmt sie den Rechenschieber zu Hilfe. Anders als in den meisten Schweizer Klassenzimmern wird hier nicht Fach für Fach gelernt, sondern es gibt so genannte Epochenfächer, die zwei Wochen lang vertieft werden. So ist es einfacher, den unterschiedlichen Lerntempi der Schüler gerecht zu werden. Diese Woche sind das Mathe und Deutsch. Ausserdem wird ein Fach wiederholt – diese Woche ist das Französisch.

Die Lehrer, die «Inputs» geben – das, was herkömmlichem Frontalunterricht am nächsten kommt - gehen von Zimmer zu Zimmer. Wenn kein Input ist, sind die individuellen Wochenpläne dran, über die jeder Schüler auch ein Lernjournal führt. Die Lehrer und Heilpädagogen sind immer da, um zu helfen und zu kontrollieren. Auch sind die Klassen etwas kleiner als im Rest des Schulhauses. Jeweils 20 statt 25 oder mehr Kinder lernen gemeinsam.

Das Konzept für diese ungewöhnliche Art des Unterrichtens haben einige Lehrpersonen 2010 entworfen – und seither arbeiten sie kontinuierlich daran. «Wir wollten Schule für die Schülerinnen und Schüler machen», erinnert sich der heutige Co-Stammgruppenleiter Christian Elsässer. Dem Wunsch der Lehrergruppe, anders unterrichten zu können, damit schwache Schüler nicht auf der Strecke bleiben, kam die Schulleitung nach – und verband ihn mit der Bitte, Integrationsklassen zu machen, die auch von IK-Schülern besucht werden können.

Im 8. und 9. Schuljahr läuft das jetzt schon seit fünf Jahren so, im 7. Schuljahr, welches Sophie besucht, wurde das neue Unterrichten erst 2015 eingeführt. Anfangs gab es viel Widerstand von den Eltern, erinnert sich Elsässer: «Alles was neu ist, wird erst einmal sehr kritisch betrachtet. Aber niemand hinterfragt, ob das, was seit 100 Jahren gemacht wird, eigentlich gut ist. Für mich gehört das zu meinem Selbstverständnis als Lehrer.» Inzwischen ist die Sek Leonhard auch Projektschule und erhält Gelder vom Kanton. Trotzdem bleiben die Lehrpersonen selbstkritisch. Überstunden und unbezahlte Lektionen gehören momentan genauso zu ihrem Unterrichtssystem, wie die wöchentlichen Teammeetings, in denen besprochen wird, was funktioniert, und wo es zu unruhig wird.

Denn das Unterrichten mit gemischten Niveaus und Epochenfächern, bringt auch eine ganze Menge Bewegung und damit natürlich auch Unruhe in die Klassenzimmer. Nicht jeder Input macht für jeden Schüler Sinn. Und so gehen nicht nur die Lehrpersonen und Heilpädagogen von Zimmer zu Zimmer, sondern auch die Schüler. Gerade wechseln die der höheren Niveaus in andere Zimmer und alle A-Zug und IK-Schüler kommen in das Zimmer Gelb in dem auch Sophie sitzt. Ein Mathe-Input ist dran. Lehrer Christian Elsässer erklärt wie man Umfang und Fläche von Rechtecken und Dreiecken berechnen kann. Dafür bekommen die Schüler das Rechteck in die Hand, zerschneiden es in Dreiecke, legen es neu zusammen – das Haptische hilft beim Verständnis. Bastel- und Zeichenvorgänge können die Schüler hinterher auch immer wieder auf Lernvideos in ihrem Tempo ansehen.

Sophie schaut sich viel von anderen ab. Deshalb ist eine integrative Klasse ideal für sie.

Zwei Heilpädagogen sitzen bei den IK-Schülern. Sophie und die anderen sind zwar mit am Tisch, melden sich aber nicht zu Wort – viel zu sehr sind sie damit beschäftigt, die Informationen sauber ins Heft zu zeichnen – alles geht ein wenig langsamer und die Heilpädagogen versuchen die Aufmerksamkeit beim Geschehen zu halten: «Hörst du zu, Sophie? Bist du noch dabei?», fragt Heilpädagogin Elena Jennrich und plötzlich sieht sie überrascht aus, weil Sophie ihr selbstverständlich erklärt, wie man den Umfang eines Rechtecks berechnet. «Das da, plus das, plus das, plus das», sagt sie stolz. Damit ist immerhin ein Teil des Lernstoffs hängengeblieben. Auch das ist ein Ziel des integrativen Unterrichts.

Realität und Fantasie

«Ich kenne Sophie als jemanden, der sich extrem viel von anderen abschaut», sagt ihre Mutter. Genau deshalb hat sie sich gewünscht, dass ihre Tochter keine Sonderschule, sondern eine integrative Klasse besucht, in der auch stärkere Schüler sitzen. Schon im Kindergarten und der Primarschule habe das gut funktioniert. «Mir ist aber wichtig, dass es die richtige Schulform für Sophie ist – wenn das so nicht mehr funktionieren sollte, sind wir auch für einen Wechsel offen», sagt die Mutter. Zwei Mitschülerinnen aus Sophies Primarschulzeit, Polina und Livia, sind auch jetzt wieder in ihrer Klasse und werden sich im Skilager ein Zimmer mit ihr teilen. «Sophie gehört voll dazu und wir finden es toll, dass sich hier alle helfen», sagen die beiden Mädchen.

Trotzdem verbringt Sophie die Mittagspause wieder nicht mit ihren Freundinnen, sondern geht mit der Gruppe von Heilpädagogen in die Kantine. Sie sind da, um Sophie wenn nötig zu unterstützen und kennen auch Sophies Kantinen-Angewohnheiten: Die Suppe isst Sophie erst ganz zum Schluss – am liebsten richtig schön kalt. Und hier, in der Pause, darf auch ihre Fantasiefamilie wieder mit dabei sein. «Mein Kind und mein Onkel – aber die sind nur in meiner Fantasie da», erklärt Sophie ganz selbstverständlich. «Wir haben das mit den Eltern abgesprochen – Sophie kann Realität und Fantasie gut auseinander halten. Im Unterricht hat die Fantasiefamilie nichts verloren, aber in der Pause und der Freizeit ist das in Ordnung», sagt Heilpädagoge Martin Gürtler.

Am Nachmittag steht noch Sophies Lieblingsfach an: Textiles Werken. Sophie kniet vor der Nähmaschine und kriecht fast mit dem Kopf hinein, um einzufädeln. Irgendwann klappt es, Sophie jubelt und hüpft. Praktikantin Maryam Ahmadi schiebt langsam den Stoff unter den Nähfuss, während Sophie das Fusspedal bedient. Danach wechseln die beiden die Rollen. Dank diesem Teamwork ist Sophies Turnbeutel schon viel weiter als der ihrer Freundin Polina, die nebenan schimpft, dass dieses Fach doch auch wirklich unnötig sei. Turnbeutel könne man doch auch kaufen. «Ganz ruhig Polina», ruft Sophie herüber. «Du musst dich auch konzentrieren.» Und keiner scheint es ungewöhnlich zu finden, dass jetzt plötzlich Sophie diejenige ist, die die anderen ermahnt, dranzubleiben. <<<

Sophies Welt

Jedes Kind mit einer **Behinderung oder Lernstörung** hat in der Schweiz grundsätzlich Anspruch auf Unterricht in einer **Regelschule.** Auch die 13jährige Sophie. Wie gelingt Inklusion? Und warum profitieren alle vom gemeinsamen Unterricht? *Text: Bianca Fritz Bilder: Christian Aeberhard / 13 Photo*

Wenn Sophie in die Schule kommt, kümmern sich gleich mehrere Betreuungspersonen um sie. Da ist natürlich die Lehrperson, der sie Fragen stellen kann. Zusätzlich sitzt aber meist auch ein Heilpädagoge oder eine Heilpädagogin neben Sophie. Er erinnert sie daran, bei der Sache zu bleiben, oder erklärt ihr Sachen noch einmal, die sie nicht verstanden hat (siehe Reportage S. 24). Diese spezielle Betreuung steht Sophie zu. Sie hat einen ausgewiesenen «besonderen Bildungsbedarf». Weil Sophie ein Downsyndrom hat, fällt es ihr schwerer, Inhalte zu verstehen und sich über längere Zeit zu konzentrieren als den meisten anderen Schülerinnen und Schülern.

In integrativen Schulklassen werden Schüler mit bestimmten «funktionellen Störungen» gemeinsam mit normalbegabten Regelschülern unterrichtet. Das sind beispielsweise Kinder mit einer Behinderung, mit einer Lernschwäche, einem niedrigen IQ, mit Autismus, ADHS oder einer Verhaltensstörung. Bis vor einigen Jahren wurden diese Schüler in der Schweiz vor allem in Sonderschulen oder in speziellen Kleinklassen in der Regelschule unterrichtet. Während Sonderschulen weiterbestehen, sind die Kleinklassen inzwischen in fast allen Kantonen abgeschafft worden. Das ist ein Schritt weg vom separierten hin zu einem integrierten Schulmodell.

Ein Grund dafür sind die rechtlichen Bestimmungen in der Schweiz. Zwar können Eltern noch keinen Platz in einer Regelschule einklagen, aber mehrere Gesetzestexte belegen, dass der Integration, wann immer möglich, Vorrang zu geben ist.

Bereits seit 2004 sind die Kantone durch das Behindertengleichstellungsgesetz dazu verpflichtet, die Integration von Schülern mit «besonderem Bildungsbedarf» zu fördern. Auch die Volksschulgesetze der Kantone, die jeweils vom Stimmvolk verabschiedet wurden, sehen Integration vor.

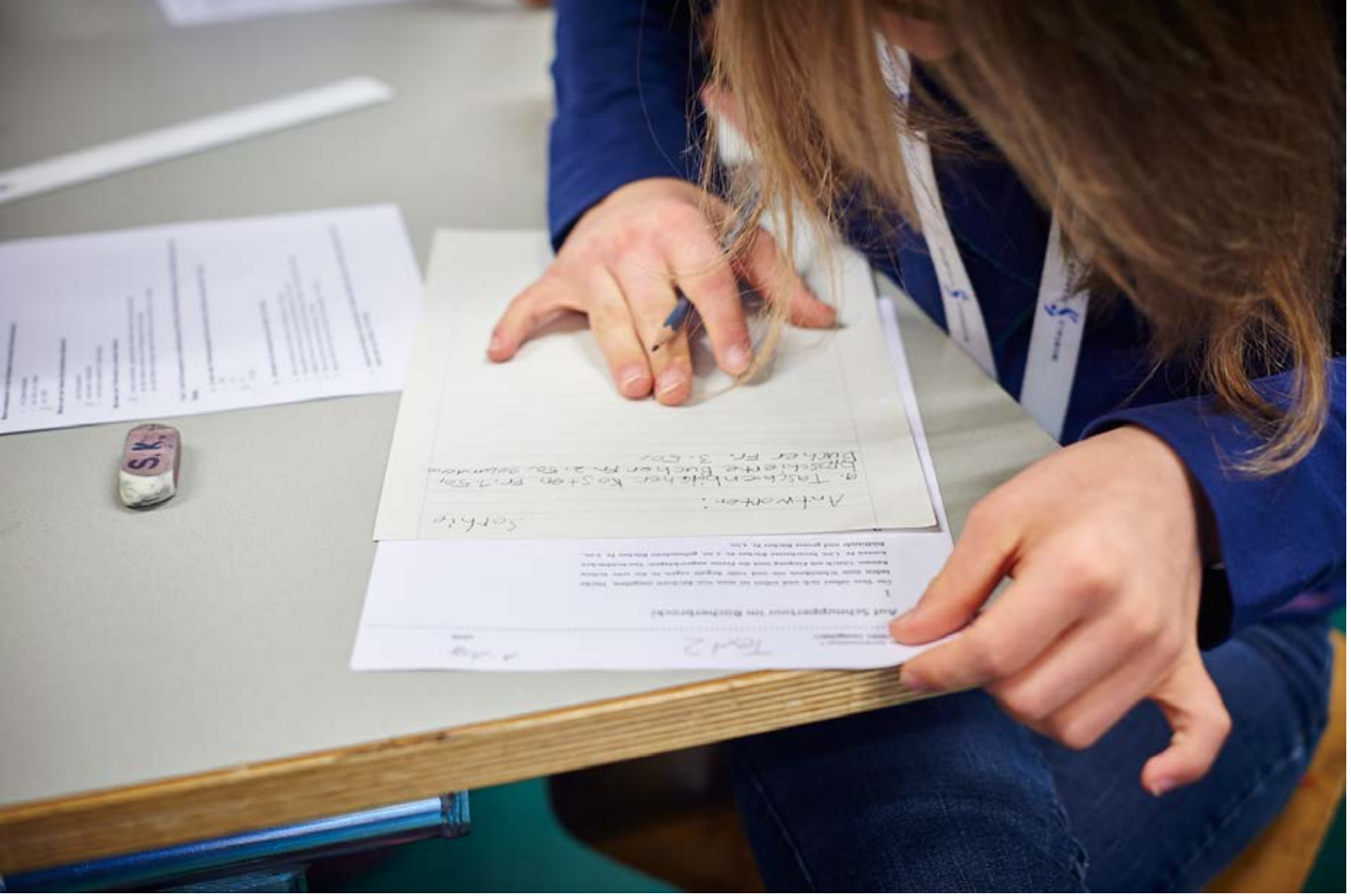
Im vergangenen Mai ratifizierte die Schweiz als 144. von 193 UNO-Staaten die Behindertenrechtskonvention. Diese besagt, dass Behinderte einen gleichberechtigten Zugang zu einem inklusiven hochwertigen Schulsystem haben müssen. Das Lernen soll gemeinsam erfolgen, wenn auch zum Teil mit unterschiedlichen Lernzielen. Wie gut die UN-Konvention bisher umgesetzt wurde, soll dieses Jahr untersucht werden. «Die Beweislast hat sich umgekehrt», fasst Professor Peter Lienhard von der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik Zürich die Lage in der Schweiz zusammen. «Haben früher die Eltern nachweisen müssen, dass ihr Kind für den Unterricht in einer Regelschule in Frage kommt, so muss heute die Schule nachweisen, dass dies nicht möglich ist.»

Inklusion heisst: Nicht das Kind muss sich der Schule anpassen, sondern die Schule den Bedürfnissen der Kindern.

Die Vielfalt als Stärke

Hinter der UN-Konvention steht die Ideologie der Inklusion: Demnach sollen nicht mehr die Kinder dahingehend geprüft werden, ob sie für das normierte Schulsystem geeignet sind, sondern es sind die >>>

«Hast du das verstanden, Sophie?» Heilpädagogin Elena Jennrich begleitet die Schülerin.



Beim Deutschtest hat Sophie dieselben Fragen, wie die Schüler auf A-Niveau.

>>> Schulen, die sich auf die Vielfalt der Kinder einstellen müssen. Inklusion sieht alle Schüler als Wesen mit eigenen Lernbedürfnissen und Stärken an. Der Schüler mit Einschränkung sticht nicht mehr heraus, er hat lediglich ein anderes Stärkenprofil. Inklusion geht damit einen ganzen Schritt weiter als Integration. Bei der Integration ist noch klar festgelegt – meist durch die Diagnose einer Funktionsstörung – wer die Norm ist und wer der zu Integrierende. Für die Inklusion ist also ein anderes Denken nötig, das Vielfalt als Stärke, nicht als Problem ansieht.

Nur ändert sich ein Schulsystem, ja eine ganze Gesellschaft nicht von heute auf morgen. Daher wird in der Schweizer Schulpraxis heutzutage hauptsächlich die Integration geübt – sozusagen als Vorstufe für die Inklusion. Das heisst, Kinder mit einer bestimmten Diagnose vom schulpsychologischen Dienst erhalten Massnahmen, die ihren Nachteil ausgleichen sollen. Zum Beispiel technische Hilfsmittel, Förderstunden, leichtere Aufgabenstellungen, die Möglichkeit, eine Prüfung mündlich abzulegen, oder eben die Unterstützung durch einen Heil- oder Sonderpädagogen. In den meisten Kantonen haben alle Klassen Anspruch auf einen Grundstock an heilpädagogischer Betreuung – und dieser wird grösser, je mehr Integrationskinder die jeweilige Klasse besuchen.

Weg vom Stigma Kleinklasse

Inzwischen gibt es zahlreiche Studien, die zeigen, dass die Lernfortschritte bei den lern- und leistungsschwachen Kindern in integrativen Klassen grösser sind als in separativen Settings. Das ist aber nicht der einzige Grund, warum es heute in den meisten Kantonen keine Kleinklassen mehr gibt. Es hat auch mit dem mit ihnen verbundenem Stigma zu tun. Urs Haeberlin, ehemaliger Direktor des Heilpädagogischen Instituts der Universität Fribourg und Leiter vieler Integrations-Forschungsprojekte, hat beobachtet, dass in den Kleinklassen seit 1990 immer weniger Schweizer Kinder geschult wurden. Sie wurden vielerorts zum Auffangbecken für Kinder aus bildungsfernen Migrantenhaushalten sowie Schüler mit Verhaltensproblemen und Kinder aus schwierigen Familienverhältnissen.

Daraus entstanden auch die Probleme, mit denen viele Kinder nach dem Schulabschluss zu kämpfen hatten. Eine Schweizer Längsschnittstudie aus dem Jahr 2011 zeigte: Viele schwache Schüler besuchen nach dem Schulabschluss Brückenangebote. Im zweiten und im dritten Jahr nach dem Abschluss finden allerdings viel mehr schwache Schüler aus integrativen Regelklassen einen Zugang zu einer Ausbildung. Die Schüler aus den Kleinklassen bleiben hingegen häufiger auf der Strecke – ihr Ruf in den Ausbildungsbetrieben ist schlecht.

Immer mehr Sonderschüler?

Was aber passiert mit schwierigen Schülern ohne Diagnose? Wohin kommen sie, wenn Kleinklassen aufgelöst werden? Die Medien berichteten vergangenen Herbst von einer «explosionsartigen Steigerung der Zahl von Sonderschülern» – es seien so viele wie nie zuvor. Die Vermutung wurde aufgestellt, dass einfach besonders viel diagnostiziert werde, damit Schulen mehr Mittel und Personal erhalten würden.

Beat Zemp, Präsident des Dachverbands der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer (LCH), relativierte in einem Interview mit dem Internetportal Watson: Die Zahlen liessen sich nicht ohne weiteres vergleichen: «Dadurch, dass diese Kleinklassen abgeschafft worden sind und die meisten der betroffenen Schüler in die Regelklassen integriert wurden, steigt in der Statistik automatisch die Zahl der sogenannten integrierten Sonderschüler.» Ausserdem gebe es erst seit 2014 ein standardisiertes und kantonsübergreifendes Abklärungsverfahren des Schweizerischen Erziehungsdepartements. Darin werden Kriterien festgelegt, die zeigen, wer ein Sonderschüler ist und welche Massnahmen sinnvoll sind.

Lern- und leistungsschwache Kinder machen in Regelklassen grössere Fortschritte

Prinzipiell gelte heute aber das «Bildungsprinzip», nicht mehr das «Versicherungsprinzip», das noch vor dem Rückzug der IV aus der Finanzierung der Sonderschulpädagogik gegolten habe, so Peter Lienhard. Das bedeutet: «Es wird geschaut, was das Kind braucht, damit es sein Bildungsziel erreichen kann. Nicht mehr so sehr, welche Störung es hat.» Und da kommen wieder die leistungsschwachen Kinder ohne klar diagnostizierte Behinderung ins Spiel. Auch einige von ihnen brauchen Hilfe, um ihr Potenzial entfalten zu können.

Ein Beispiel aus der Praxis: In der 4i der Sekundarschule Leonhard haben die Heilpädagogen im Schulalltag auch ein Auge auf die schwachen oder verhaltensauffälligen Schüler, die kein medizinisches oder psychologisches Zeugnis mitbringen. Zum Beispiel auf ein Mädchen aus Japan, das erst vor wenigen Wochen in die Schweiz gezogen ist. Es scheint normal begabt zu sein, spricht aber nur Englisch. Oder auf ein Mädchen mit Migrations- >>>

>>> hintergrund, das sehr unsicher ist und sich nicht traut Fehler zu machen. Auch ihnen wenden sich die Heilpädagogen zu und verfassen zusammen mit ihnen persönliche Lernziele und Förderplanungen. Das Mädchen aus Japan erhält zudem Förderstunden in «Deutsch als Zweitsprache».

Dass die Heilpädagogen nicht nur für die Schüler wie Sophie mit Integrationsstatus da sind, sondern auch für diese Grenzfälle Zeit haben, liegt laut Prof. Lienhard daran, dass die Lehrpersonen und Heilpädagogen der Sek Leonhard die Klassen und Fächer intelligent zusammenführen und damit auch ihre eigenen Ressourcen bündeln. «Das ist sehr clever – genau so muss man es eigentlich machen, damit Integration funktioniert», so Lienhard. Denn eines ist klar: Integration fordert nicht nur von den Heilpädagogen, sondern auch von den Lehrpersonen und Eltern viel.

«Bei vielen herrscht Unsicherheit – die Inklusion ist ein Angstthema», sagt Bettina Ledergerber, Kommunikationsverantwortliche von Pro Infirmis. Die Fachorganisation berät vor allem Eltern von Kindern mit Behinderung, aber auch Lehrpersonen und Behörden. Sie übernimmt eine Übersetzerrolle für das Fachchinesisch und hilft beim Einfordern von Ansprüchen. Ledergerber bezeichnet das Schweizer Schulsystem als «im Umbruch». Die Vision der Inklusion, die Vielfalt der Menschen als Stärke zu sehen, sei ein hoher Anspruch. Und die Umsetzung sei zudem der ständigen Beobachtung der Medien ausgeliefert.

Sprachunterricht, individuelle Förderpläne, grössere Schrift – die Hilfsmittel sind vielfältig.

Fehlende Ausbildung, knappe Mittel

Und die Medien finden immer wieder Lehrpersonen, die darüber klagen, dass ein normaler Unterricht mit so unterschiedlichen Schülern kaum möglich sei. Vielen Lehrern fehlt die entsprechende Ausbildung im Umgang mit Integrations- >>>

Sauber die Folie von den Gummiecken lösen: Textiles Werken ist Sophies Lieblingsfach.

«Mia half mir, meine Scheu zu verlieren»

Eine **Lehrerin berichtet** von ihrer Arbeit in einer integrativen Klasse. *Text: Ursi Steiner*

Vor vier Jahren erhielt ich von einer ehemaligen Schülerin einen Brief. Mia* hatte sich an der ETH Zürich als Studentin für Architektur eingeschrieben und bedankte sich schriftlich bei all den Menschen, die sie während ihrer Schulzeit unterstützt hatten. Das beiliegende Foto zeigte eine junge Frau im Elektro-Rollstuhl, lachend, mit Beatmungsgerät, sichtlich stolz und zufrieden.

Mia kam mit einer spinalen Muskelatrophie zur Welt. Ich lernte Mia vor 18 Jahren kennen. Blitzgescheit, witzig, eine ganz normale Sechsjährige im Elektro-Rollstuhl. Damit Mia überhaupt in mein Klassenzimmer gelangen konnte, brauchte es nicht nur einen Treppenlift, sondern die Zustimmung der Stadt für dieses unübliche Schulmodell. Da Mia nur die Finger und die Gesichtsmuskeln bewegen konnte, besuchte auch immer eine Betreuungsperson von Pro Infirmis den Unterricht und unterstützte Mia – nicht im Denken, sondern lediglich im Ausführen von Tätigkeiten. Bereits damals arbeitete Mia mit einem speziellen Computer. Für die anderen Kinder der Klasse war Mia eine Mitschülerin, die einfach nicht gut sprechen und nicht laufen konnte. Und der Umstand des «Nicht-Laufen-Könnens» öffnete den Mitschülerinnen und Mitschülern die Augen für eine barrierefreie Umwelt: «Da gehen wir nicht hin, da kommt Mia ja nie durch.»

Nicht nur die Zusammenarbeit mit Pro Infirmis war für mich entlastend, sondern auch das Engagement der Eltern erlaubte es mir, immer mehr loszulassen und unverkrampft und ohne die Angst, etwas falsch zu machen, einfach Neues auszuprobieren. Improvisationstalent war nicht nur bei der Schulreise gefragt, sondern tagtäglich, wenn es darum ging, etwas so zu gestalten, dass Lea auch mitmachen konnte, denn sie wollte alles, sie liess sich nicht behindern.

Ich habe viel gelernt von Mia. Einerseits für mich persönlich, indem ich meine Scheu vor Menschen mit Handicap verloren habe, und andererseits für meine Arbeit als Lehrerin. Ich habe später wieder Kinder mit besonderen Bedürfnissen mitunterrichtet. Mal ein Kind mit Trisomie 21, mal ein gehörloses Mädchen mit geistiger Behinderung. Mein Arbeitsaufwand mag zwar jeweils grösser ausgefallen sein, aber bemerkenswert ist doch die Tatsache, dass in diesen jeweiligen Klassenverbänden ein ganz anderes soziales Miteinander und ein respektvollerer Umgang miteinander spürbar waren.

«Es ist normal, verschieden zu sein.» Dieses Zitat von Richard von Weizäcker beschreibt, was mir wichtig ist. Die Schule ist das Entwicklungsfeld der Gesellschaft und der Ort, an dem aktives Miteinander, gegenseitige Rücksichtnahme und interessiertes Aufeinander-Eingehen passiert und gelernt wird. Alle Kinder haben das Recht, dabei mitzumachen. Klar, braucht es dazu gute Rahmenbedingungen (finanziell und strukturell) und fachliche Begleitung der Lehrpersonen: Schulsysteme, die Heterogenität als Chance für alle nutzen. Die wichtigsten Erfolgsfaktoren für Inklusion aber sind und bleiben unsere ganz persönlichen Haltungen und Werte, als Mensch und als Gesellschaft.

** Name von der Redaktion geändert*

Ursi Steiner

ist Primarschullehrerin, Kommunikationsexpertin und Autorin. Ursi Steiner ist Mutter von zwei erwachsenen Kindern. Sie lebt in Hünenberg See ZG.

An der Nähmaschine fühlt sich Sophie besonders wohl.

Die Vorurteile von Eltern sind oft sehr gross – bis sie Inklusion selbst erlebt haben.

>>> schülern. Erst seit einigen Jahren gehören Module für Integration und Sonderpädagogik zur Lehrerausbildung an den Pädagogischen Hochschulen. Gerade ältere Lehrkräfte aber müssen nachschulen – wenn denn Geld und Zeit dafür da sind. Als der «Tages-Anzeiger» vergangenen Herbst überforderte Lehrer in einem Artikel zu Wort kommen liess, verneinten dann auch 73,6 Prozent der Online-Leser die Frage: «Gehören Sonderschüler in die Regelklasse?»

Es sind besonders die Eltern der normalbegabten Regelschüler, die befürchten, dass Kinder in der Entwicklung gebremst werden, wenn schwache Schüler und Sonderschüler in derselben Klasse unterrichtet werden. Urs Strasser zeigt in der «Schweizerischen Zeitschrift für Heilpädagogik» die Wirkung von integrativen Settings auf Regelschüler auf: Sie entwickelten bessere soziale Kompetenzen, würden nicht gebremst und machten sogar, entgegen der Befürchtungen, besonders grosse Fortschritte.

In Deutschland hat die Bertelsmann-Stiftung im Jahr 2015 Eltern befragt und zeigte auf: Sie geben inklusiven Schulen durch die Bank weg gute Noten (siehe Box, S. 22). Auch Heilpädagoge Martin Gürtler von der Sek Leonhard ist überzeugt, dass gerade die stärkeren Kinder vom integrativen System profitieren, weil sie zum einen die Vielfalt der Gesellschaft wirklich erfahren würden, zum anderen aber auch eine intensivere Betreuung genössen.

Wenn Integration beziehungsweise das Fernziel Inklusion also Vorteile für alle bringen – warum stossen sie dann so oft auf Widerstand? «Die Schulen haben zum Teil zu wenig Ressourcen, die Politiker haben oft Panik vor dieser komplexen Thematik, und für die Eltern ist der Schulerfolg ihres Kindes so zentral, dass sie sich nicht auf Experimente einlassen wollen», fasst Lienhard zusammen. Gerade der Widerstand der Eltern aber löse sich häufig auf, wenn sie den Schritt erst einmal wagen. Auch das zeigte die Studie der Bertelsmann-Stiftung: Wer Erfahrung mit Inklusions- und Integrationsklassen gemacht hat, beurteilt sie viel positiver.

Integration um jeden Preis?

Trotzdem sei eine Integration beziehungsweise Inklusion «nicht nur nicht mehrheitsfähig, sondern auch nicht immer sinnvoll», betont Lienhard. Wichtig ist, den Einzelfall zu prüfen. Das stark autistische Kind zum Beispiel, welches in grossen Gruppen in Panik gerät, ist in einer Sonderschule mit kleinen Gruppen, 1-zu-1-Betreuung und Psychiatern wohl besser aufgehoben als in einer Regelschule. Und es gibt Schülerinnen und Schüler, deren Verhaltensstörung den Unterricht für alle anderen unmöglich macht. Auch kann es vorkommen, dass Schüler mit einer starken Hör- oder Sehbehinderung in der Regelschule Strategien entwickeln, damit niemand merkt, dass sie nichts verstehen.

Aber: «Es hängt nicht nur vom Kind ab, ob Integration gelingt», betont Lienhard. Er werde oft gefragt, bei welchen Behinderungen Integration sinnvoll ist und antwortet dann mit einem Mindmap. Dieses zeigt: Der Schüler ist nur *ein* Puzzleteil. Damit Integration und Inklusion an Schulen gelingt, müssen Eltern, Lehrpersonen, Schulleitung und -behörde zusammenspielen, Räume und Hilfsmittel müssen gegeben sein und Beratung und Ausbildung von aussen hinzukommen. «Wenn zum Beispiel die Eltern aller anderen Schüler dagegen sind, dass ein Kind mit Behinderung in die Klasse >>>

>>> kommt, wird es dieses Kind sehr schwer haben», sagt Lienhard.

Inklusion bedeutet nicht zwangsläufig, dass alles gemeinsam gemacht und mit denselben Massstäben gemessen wird. So bekommen die Sonderschüler in integrativen Settings nur dann Noten, wenn ihre Leistung wirklich mit der der Regelschüler vergleichbar ist. Im Zeugnisbericht stehen dann ihre individuellen Lernziele – zum Beispiel «Addieren im Zehnerraum» und eine Beschreibung, wie gut diese erreicht wurden.

Es ist auch nirgends festgelegt, dass die Schüler stets in einem Raum unterrichtet werden müssen. Wenn zum Beispiel Sophie und die anderen Kinder mit Integrationsstatus der 4i an der Sek Leonhard ein Referat vorbereiten sollen, gehen die Heilpädagogen mit ihnen in den Heilpädagogikraum. Hier dürfen sie auch mal laut werden, hier kann die Aufgabe wieder und wieder erklärt werden, ohne dass man die anderen Schüler stört. Das Ergebnis wird dann wieder vor der ganzen Klasse vorgetragen.

Ausserdem lässt der Stundenplan der 4i genug Raum für den persönlichen Wochenplan der Schülerinnen und Schüler – und da kann es passieren, dass eine Schülerin am Rechenschieber 5 und 7 zusammenzählt, während ihre Mitschülerin am Nebentisch, die Entfernung von zwei Städten anhand einer Landkarte berechnet.

Für Christian Liesen, Professor an der interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik, geht es bei Inklusion darum, «sich vorzustellen, wie Bildungs- und Erziehungsziele erreicht werden können, ohne seine Vorstellungskraft einzuschränken.» Entscheidend sei die Erkenntis, so Liesen, «dass stets mehrere vernünftige Wege ins Ziel führen.»

Redaktionelle Mitarbeit:
Martina Proprenter <<<

Weiterlesen

▶ **www.proinfirmis.ch**
Fachorganisation für behinderte Menschen mit Beratungsangebot
▶ **http://peterlienhard.ch/**
Blog des Professors der Hochschule für Heilpädagogik mit vielen informativen Texten und Videopräsentationen
▶ **www.hfh.ch**
▶ **www.integrationundschule.ch**
▶ **www.myhandicap.ch**

Bertelsmann-Studie

Mitte 2015 ergab eine repräsentative Umfrage von Infratest dimap für die Bertelsmann Stiftung in Deutschland, dass Eltern mit inklusiven Schulmodellen sehr zufrieden sind. Sogar zufriedener als jene, deren Kinder eine Schule ohne gemeinsamen Unterricht mit Kindern mit Behinderung besuchen. Und zwar unabhängig davon, ob das eigene Kind einen speziellen Förderbedarf hat oder nicht. 73 Prozent gaben an, ihre Erfahrungen mit Inklusion seien positiv oder sehr positiv. Sie schätzten den sozialen Zusammenhalt, und dass ihre Kinder im eigenen Tempo lernen könnten. Auch die Lehrer empfanden die Eltern an inklusiven Schulen als engagierter. Die Umfrage zeigte aber auch: Erst die Erfahrung mit der Inklusion verringert die Skepsis. 58 Prozent der Eltern ohne Inklusionserfahrung meinen, sie gehe auf Kosten des fachlichen Wissens, bei denen mit Inklusionserfahrung sind es nur noch 44 Prozent.

ar

Starten Sie die aktuelle Fritz+Fränzi-App, scannen Sie diese Seite und lesen Sie die gesamte Studie.

Bianca Fritz

hat in ihrer Schullaufbahn Kinder mit Behinderung nur aus der Ferne gesehen und war immer ein wenig neidisch, dass die Sonderschule eine Rutsche vom Fenster auf den Pausenplatz hatte. Heute wünscht sie sich, sie hätte weniger Berührungsängste.

Damit sie die anderen nicht stören, sitzen Sophie und Heilpädagogik-Praktikantin Maryam Ahmadi ganz eng beieinander und flüstern.